



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

J.: Deutsche Reisende in der Fremde : zweiter Cyclus.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Deutsche Reisende in der Fremde.

Zweiter Cyclus.

### I. Güzlaff.

Wir beginnen diesmal mit dem entlegensten Osten, dem „himmlischen Reich der Mitte“, das bisher von der geschichtlichen Entwicklung der civilisirten Welt ziemlich ausgeschlossen war, und für Europa immer nur als ein Gegenstand der Curiosität gelten konnte. Aber der mächtigste Hebel aller Weltbürgerschaft, der Handel, hat dieses wunderbare Land in unsere Interessen gezogen, und seit dem letzten englischen Kriege wird China von Tage zu Tage mehr in das Staatensystem der Culturvölker aufgenommen werden. Es gilt von dem Krieg in Bezug auf die Länderverbindung, was von Flüssen. Dem ersten Anschein nach scheiden sie, in der That aber bringen sie die Völker einander näher. Der Handel ist die Wunschelruth, die auf die verborgenen Schätze hinweist, der Krieg der Grab-scheid, der sie eröffnet. — Der Reisende, dem wir eine genauere Anschauung Chinas verdanken, ist der berühmte Güzlaff, einer aus dem Kreise jener Frommen, die, um ihre Brüder in fernen Zonen der Erlösung theilhaftig zu machen, sich den größten Mühseligkeiten, ja selbst Entbehrungen und Gefahren aussetzten. Es ist bekannt, daß aus den Versuchen, Gold zu machen, zwar nicht die ersehnte Goldtinctur, aber dafür manches andere Gute hervorging, z. B. das Meißner Porzellan. So verdankt die Welt den Bemühungen jener Apostel zwar nicht immer die weitere Ausbreitung des Christenthums, wohl aber die genauere Kenntniß entlegener Gegenden, die wohl ohne einen inneren Drang nicht leicht ein Mensch aufgesucht haben würde. Wir glauben der Heiligkeit solcher Bestrebungen nicht zu nahe zu treten, wenn wir behaupten, ein geheimer Trieb des Wissens, nach Anschauung und Erforschung fremdartiger Gegenstände, sei unter der Maske des christlichen Eifers das wesentliche Motiv ihrer Unternehmungen gewesen. Jedenfalls ist für uns der Aufschluß, den wir über das innere Leben jener Völker erhalten, ein größerer Gewinn, als wenn das Kreuz auf den buntzackigen Thürmen Chinas aufgerichtet würde. — Das Werk, wovon wir hier handeln, führt den Titel: Güzlaff's Geschichte des Chinesischen Reichs von den ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking. Herausgegeben von

A. J. Neumann." (Stuttgart und Tübingen, Cotta.) Es behandelt die Geschichte Chinas in fünf Perioden. Die erste: „das mythologische Zeitalter“, geht bis zur Sündfluth; die zweite, mit der Bezeichnung: „ungewisse Geschichte“, bis auf Confucius; dann folgt die alte Geschichte, bis zur Herrschaft der Tang-Dynastie, 618 n. Chr.; das Mittelalter bis auf die Vertreibung der Mongolen 1368; endlich die neue Zeit. Der Grad der Ausführlichkeit ist in einem richtigen Verhältniß zu dem Interesse, das die dargestellten Begebenheiten erregen: die drei ersten Perioden umfassen 218 Seiten, die vierte 220, der erste Abschnitt der fünften, bis zum Jahr 1644, 162 Seiten, von da bis auf den jetztregierenden Sohn des Himmels 197, endlich die gegenwärtige Regierung 115 Seiten. — So haben wir nun ein vollständiges Compendium dieser fremdartigen Geschichte, das äußerlich ebenso aussieht, wie etwa die Geschichte von England oder Frankreich; es wird ein König nach dem anderen durchgenommen, von einem jeden eine Charakteristik gegeben, das Merkwürdige, was er gethan und erlebt hat, aufgezeichnet; und könnte man den sonderbaren Umstand aus dem Gedächtniß verlieren, daß alle diese Begebenheiten außer allem Zusammenhang mit der sonst uns bekannten Geschichte stehen, so würde man dem Faden des Erzählers unbefangen folgen, wie irgend einer anderen Historie. Ich möchte das einen Mangel in der Darstellung nennen, daß man eben diese Fremdartigkeit nicht herausfühlt. Güglaff schreibt noch Geschichte, wie man es in Deutschland im vorigen Jahrhundert that: er nimmt aus seinen Chinesischen Quellen, was ihn gerade interessiert; und die einzige Einheit, die er dem aufgefundenen Material gibt, ist die Chronologische, wobei die Genauigkeit der Chinesischen Geschichtschreiber in dieser Beziehung ihm zu Statten kommt. Es soll das kein Tadel sein, denn bei einer uns so fremden Geschichte, wie die Chinesische, ist es schon ein unendlicher Gewinn, nur erst einmal das vorhandene Material in seinem ganzen Umfang übersehen zu können. Für uns wäre es aber allerdings viel wichtiger, wenn auf das, was den Chinesen selbst bekannt ist, und was sie daher weniger beschäftigt hat, auf die Entwicklung der Cultur in ihrer Eigenthümlichkeit, in ihrer spezifischen Verschiedenheit von der Europäischen, ein größeres Gewicht gelegt wäre. Man ist gewohnt, China als ein Reich des Stillstandes anzusehen, wo es heute ebenso aussieht, als vor Jahrtausenden. Allerdings hat die isolirte Lage dieses Landes, sein Abperrungssystem gegen die fremde Cultur, eine großartige, innere Entwicklung unmöglich gemacht; aber ohne Entwicklung überhaupt ist die menschliche Gesellschaft nicht zu denken. Bekanntlich hat Hegel in einem der schönsten Abschnitte seiner Geschichtsphilosophie in einem glänzenden Gemälde die Stellung zu verständen gesucht, welche China in der Befreiung des Geistes einnimmt. Nie ist etwas Geistvolleres über diesen Gegenstand gesagt worden, aber auf objective Wahrheit kann ein Gemälde, das aus vereinzelt Reminiscenzen aus einer Geschichte, die viele Jahrtausende umfaßt, zusammengewebt ist, keinen Anspruch ma-

chen. Bei Güglaß ist nun Material und Ordnung genug vorhanden, aber es fehlt der philosophische Scharfblick in die eigenthümlichen Wendungen des menschlichen Geistes. — Dreierlei Vorzüge, die freilich zunächst negativer Art sind, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Man hätte von dem christlichen Eiferer erwarten können, daß er seine Darstellung vom specifisch religiösen Standpunct aufgefaßt hätte; und es fehlt allerdings nicht an einzelnen solchen Stellen, wo der Glaube an den wahren Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden, als das einzige, wesentliche Ziel der menschlichen Geschichte aufgefaßt; wo alles, was geschieht, nur von diesem Gesichtspuncte aus angesehen wird, und wo alles übrige, was nicht in directer Beziehung zu diesem Endziel des menschlichen Strebens steht, als gleichgültig erscheint; aber es sind eben nur vorübergehende Einfälle; im Ganzen ist die Darstellung objectiv und frei von einem äußerlichen Pragmatismus. — Sodann ist über die Urzeit, wo Güglaß nach dem Beispiel unserer modernen Forscher die abenteuerlichsten Phantasiemalder hätte aufbauen können, — ein Unternehmen, das um so nachtheiliger auf die objective Geschichtskennntniß einwirkt, da eine einmal in Compendien aufgenommene Ansicht allzuleicht zur Autorität wird, — nur das allerallgemeinste gegeben, nur hingedeutet auf die Vorstellungen, wie sie in chinesischen Büchern vorkommen, und so wenigstens der Raum für künftige Forschungen frei gelassen. — Endlich ist trotz der Sterilität des Materials die Erzählung niemals trocken und ermüdend, so wenig sich auch bei der Darstellung eines so verworrenen Staatslebens Wiederholungen vermeiden lassen. — In dem letzten Theil der Geschichte, wo die nähere Berührung mit den Europäern beginnt, erwacht auch ein größeres Interesse, wir sind unmittelbar theilhaftig, wir fühlen festen Boden unter den Füßen, und demgemäß wird auch die Darstellung anschaulicher und lebendiger. — Der Schluß ist nun freilich sehr grau. — „Eine so große Nation kann nicht länger dem Gözenthum ungestört huldigen; dafür bürgt die Barmherzigkeit des himmlischen Vaters und die unendliche Liebe seines eingeborenen Sohnes. Dem Lichte, „das allein die dicke Finsterniß erhellen kann, wird daher Eingang verschafft werden, nicht durch der Menschen Thun, sondern durch Gottes Hand.“ — „Das Menschliche wird sich vor der unwiderstehlichen Macht des Göttlichen beugen.“ — „Die Völker, welche die reinsten und wahrsten Begriffe vom Evangelium bekommen, sind nach göttlichen Verordnungen auch die mächtigsten und einflußreichsten. (!)“ — „Das christliche China wird mächtig sein — so lange es aber mit den Fesseln der Götzen gebunden, ist weder Leben, Wahrheit noch Kraftäußerung sein Theil, und es wird erst die schmerzliche Erfahrung machen müssen, daß das köstlichste Kleinod zum Volks schmucke fehlt, ohne welches der Anzug nur lumpig aussteht, und daß sich die geistigen Kräfte nicht entwickeln können, es sei denn, daß der Sohn Gottes die Nation frei macht.“ —

Was diesem Buche fehlt, die umständliche Darstellung der einzelnen kleinen

Züge, die uns das Volksleben vergegenwärtigen, ist in der Schrift über China von G. Klemm (Leipzig, Teubner 1848), mit großer Einsicht und Gelehrsamkeit zusammengetragen. —

## 2. Aurelio Buddens.

Vom fernsten Osten wenden wir uns zum Norden, von dem fleißigen Sammler zu einem eleganten Schriftsteller. Wir meinen das Werk von Aurelio Buddens: Galbrussisches. (2 Bd. Leipzig, D. Wigand.) Buddens hat sich schon früher als Arzt und socialer Beobachter durch sein Werk: „Petersburg im Krankenleben,“ vorthellhaft bekannt gemacht. Es ist überhaupt bemerkenswerth, wie jetzt die Aerzte und Naturforscher von ihren Reisen auch in andern als tropischen Climates eben so reiche Ausbeute zurückbringen, als die eigentlichen Politiker. Quizmann \*), dessen Reise wir im vorigen Cyclus besprochen haben, ist Arzt; Moritz Willkomm Naturforscher; Hamn ursprünglich Chemiker.

\*) Anmerk. d. Red. Die Erwähnung Quizmann's an dieser Stelle kann seinen Freunden in Heidelberg als Beweis dienen, daß der Referent die wenigen tadelnden Worte, die in der sonst so wohlwollenden Besprechung der „deutschen Briefe über den Orient“ enthalten sind, gewiß in keiner bösen Absicht meinte. Es ist uns in dieser Beziehung eine Reclamation zugegangen, welche der zufälligen Aeußerung unseres Referenten, Herr Quizmann sei ein „bairischer Arzt,“ eine Animosität gegen Süddeutschland unterschiebt, die ihm gewiß nicht im Entferntesten in den Sinn gekommen ist. Wir lassen die Reclamation, die wir eigentlich für etwas überflüssig halten nur darum hier folgen, weil sie aus der Feder eines uns werthen Mannes geflossen ist.

„Die Art und Weise, wie der Beurtheiler der Briefe aus dem Orient in Nr. 42 der Grenzboten das Reisetwerk und die achtungswerthe Persönlichkeit des Verfassers behandelt, muß gerechte Mißbilligung erregen. Für den Beurtheiler ist, wie es scheint, die unselige Klüft, die einst Nord- und Süddeutschland trennte, noch nicht ausgefüllt, daher die auffallende Stimmung, die seinem Referat, in Ihrem sonst derlei Tendenzen nicht zugänglichem Organ zu Grunde liegt. Wir stimmen vollkommen mit dem Beurtheiler überein, wenn er den Verfasser der Briefe „einen fleißigen, sorgfältigen Beobachter,“ „einen Reisenden von durchaus praktischer Auffassung“ nennt, „der uns eine Reichhaltigkeit neuer Bilder und Anschauungen gibt, die er lebendig und wahr schildert,“ fragen aber, ob so selten zu treffende Vorzüge nicht wenigstens so viel Pietät verdienen, um vor hattlosen persönlichen Angriffen geschützt zu sein? Der Quizmann ist zunächst kein bairischer Arzt, wie der Beurtheiler, um seinen merkwürdigen Antipathien eine Basis zu geben, mit Nachdruck erwähnt, sondern akademischer Lehrer in Heidelberg; sein Wig schmeckt so wenig „nach Bier,“ als sein Styl bei der Lebendigkeit der Darstellung, die der Beurtheiler rühmt, nüchtern sein, oder bei noch andern gerühmten Vorzügen an Redseligkeit leiden kann. Wenn der Beurtheiler Quizmann's Unparteilichkeit in Anerkennung des nationalen Strebens der Magyaren zwar anerkennt, darin aber wieder einen gewissen Indifferentismus gegen das eigene deutsche Vaterland erkennen will, so müssen die bei dieser Erklärung beteiligten Männer, die des Reisenden Gesinnung kennen und ehren, den Wunsch aussprechen, daß das gemeinsame Vaterland bei allen seinen Kindern eine so treue und warme Liebe finden möge, als sie Dr. Quizmann besetzt, der für das Vaterland jedenfalls mehr gelitten haben dürfte, als der unbekannte Beurtheiler der Briefe. Wenn endlich der Beurtheiler Hrn. Dr. Quizmann als Süddeutschen eine ganz besondere Zuständigkeit des Urtheils über gewisse geschlechtliche Verhältnisse zuschreibt, so geht er von der Beleidigung eines Einzelnen bis zu einer Kränkung, welche ganze Stämme des deutschen Volkes auf eine ebenso muthwillige als zwecklose Weise beleidigt und von allem Andern eher zeugt, als von wahren Nationalisinn, dem die Grenzboten doch stets mit rüstigem Eifer das Wort reden. Von Ihrer Unparteilichkeit erwarten wir die Aufnahme dieser Erklärung.“

Baltische Trümmer ist die Ueberschrift des ersten Theiles, der sich in Liefland und Kurland bewegt. Trümmer sind es deutschen Wesens, mächtige Reste, die uns ein Zeugniß davon ablegen, daß wenigstens ehemals die Deutschen Kraft und Unternehmungsgeist besaßen. Wo ehemals die Deutschen mit dem Schwert und mit den Waffen des Geistes der Cultur einen neuen Spielraum zu gewinnen dachten, da herrscht jetzt der Russe, und zieht mit der eisernen Consequenz seines Despotismus einen Lebenszweig nach dem andern in das mechanische Triebwerk seines ungeheuern, aber wüsten Staatswesens hinein. Seit Kohl's Reisen hat sich hier viel verändert. „Die trotz aller Bedrängnisse damals noch vorhandene Ruhe und Behaglichkeit der inneren Lebensverhältnisse — sind sie uns seitdem nicht unterwühlt von Erregungen, welche fortrollenden Erdstößen gleich, die Sicherheit des Bodens vernichten, auf den wir treten? Hat nicht das Sturmwetter einer immer gewaltfamer eingreifenden Russifizierung die durchsichtige Klarheit jener nordischen Gemälde überwölkt? Trug nicht eben die neueste Zeit so viel schwere Klagen und so schmerzliche Jammerrufe aus dem ostseeprovinzlichen Leben nach Deutschland herüber?“ — Es ist daher natürlich, daß sich eine Art trüber Stimmung wie ein grauer Flor über das sonst so hunte und lebensvolle Gemälde breitet. Denn diese Zeichnungen — das Leben in den Städten, die Jagden in den herrlichen Waldungen, die Seefahrten — sind von einer geschickten Hand ausgeführt; wir werden heimisch in der Fremde, und doch verlieren wir nie den Rückblick auf unser eigentliches Vaterland aus den Augen, das zwar schmerzliche, aber doch immer erhebende Reflexionen in uns erweckt. Im zweiten Theile verlassen wir die stammverwandten Provinzen, und lassen uns von unserem bewährten Führer in die Hauptstadt des gewaltigen Czaarenreichs leiten. Ein allgemeines Mißtrauen empfängt den deutschen Reisenden. Die Berichte, durch welche fremde Touristen den Riesen des Nordens der civilisirten Welt bekannt gemacht haben, machen den Russen argwöhnisch gegen jeden Fremden. „Touristenhaft läßt sich Petersburg nur ganz äußerlich abthun; durch offene Fragen ist nichts zu erforschen. Jede Antwort ist partiell oder absichtlich, verhehlend oder ostentirend. Selbst diese Parteilichkeit, Absichtlichkeit, Verhehlung und Ostentation ist eine andere, als wir sie anderwärts gewohnt sind. Sie gilt nicht nur dem eigenen Zwecke, sie gilt auch dem Frager. Sie legt ihm die Verhältnisse eben so gut für seine wahrscheinliche Anschauungsweise behaglich zurecht, als sie dem eigenen Zwecke zu Gefallen deren Schatten und Lichter vertheilt. Darum wird der Franzose ein anderes gefärbtes Bild erhalten, als von denselben Leuten der Deutsche, der Bornehme ein anderes als der Mindervornehme, der Geschäftsmann ein anderes als der Rentier.“ Der Verfasser geht also mit großer Behutsamkeit an die Beurtheilung dieser Verhältnisse, die den unsrigen so fern liegen, und traut nur der eigenen Anschauung. Er sucht sich aller vorgefaßten Meinungen zu entledigen, er will weder anklagen noch vertheidigen; er läßt die

Gegenstände ruhig auf sich einwirken, ist überall aufmerksam, und läßt nicht eher ab, als bis er auf die letzten Gründe kommt. Darum erhalten wir von ihm auch die sichersten und objectivsten Aufschlüsse; nicht nur über die Aeußerlichkeiten, die andere Reisende gleichfalls auffassen, sondern hauptsächlich über das innere Getriebe des politischen Wesens. Sehr instructiv ist z. B., was er über Cancrin's Finanzverwaltung mittheilt. Im Allgemeinen kann nun freilich das Bild, welches wir uns von Rußland, allerdings nur in sehr unbestimmten Umrissen gemacht haben, nicht wesentlich verändert werden: ein entsetzlicher Despotismus, und doch die Furcht des einsamen Selbstherrschers vor einer ideenlosen Oligarchie; im Volk Gutmüthigkeit und Barbarei; das Staatsleben colossal, glänzend, aber auf ausgehöhlten Fundamenten aufgerichtet: gleich jenen Palästen aus Eis, die der Zauberstab des Kaisers zu momentanem, feenhaftem Glanz herauf beschwört. Es wird uns unheimlich mitten in diesem leuchtenden Farbenschimmer, in dieser patriarchalischen Gemüthlichkeit, die neben dem raffiniertesten Egoismus hergeht. Ich sage, wesentlich wird diese Skizze durch Buddens Bericht nicht geändert; aber sie gewinnt Bestimmtheit und Farbe. „Groß und abscheulich!“ — Hinweg aus dieser orientalischen Pracht in Europäischen Formen, entführt den Reisenden der Wagen über Pragas blutgetränkte Felder, durch Warschau, wo ein edles Volk unter dem eisernen Fuße des Despotismus zuckt. Es ist ein herzloses Wesen, dieses moderne Cäsarenreich, kalt wie der Himmel, der sich über ihm ausbreitet. Wir verlassen es mit den Worten des Reisenden: „Wahrlich, es gibt kein Land, kein Reich, kein denkbare Lebensverhältniß weiter auf der ganzen weiten Gotteserde, wo alle Geschäftsbeziehungen zur umgebenden Welt so leicht und fast nothwendig zum starren Egoismus verknöchern, als im Czarenreiche.“ Man setze solchem Worte nicht die kahle Bemerkung entgegen, daß auch in Rußland das menschliche Beileid wie überall geübt werde. Solches Mitgefühl für die unabwendbaren Schläge des Geschickes gehört nicht hierher und kann nicht gemeint sein. Jenes andere Mitgefühl aber, welches die ganze Bevölkerung an den Wohlthaten des Staates gleichbetheiligt, welches die Gleichberechtigung Aller zu voller Ausbildung und Entwicklung ihrer Persönlichkeit allgemeinherrschend, welche den Menschen als Menschen vollgültig anerkannt wissen will — jenes Mitgefühl und Streben erstirbt nothwendig da, wo wir uns fortwährend der eignen Unsicherheit bei vollster Schuldlosigkeit, der mißtrauischsten Beargwöhnung bei vollster Arglosigkeit, der fraglosen Anheimgabe unserer ganzen Existenz an despotische Willkür bewußt sind.

Allein eben wieder nach solchen Augenblicken rein egoistischen Jubels umflammert uns plötzlich auch der heißeste Schmerz um das zertretene, zerstückte, zermarterte polnische Königreich! Sind darum Deine Birken lauter hängende Birken? Wehen darum ihre schwanken Nester ruhelos hin und wieder, gleich den aufgelösten Haarflechten einer Mutter, an deren Busen ein wimmernd Kind in Zuckungen liegt und doch nicht sterben kann? Flüstern diese leis rauschenden

Blätter sterbenstrauvige Geschichten, wenn ein linder West darin zu spielen scheint? Die Dichter wissen es zu deuten, und auch das Volk versteht es. Vor allen haben es jene minder zähen und minder beweglichen Litthauer, deren Land und Glend an Polens Land und Glend so nahe grenzt, der Birke abgelauscht, was sie verkünden will. Darum klingt auch in ihren morschen Hütten und aus dem Schlamme roher Stumpfheit ihrer Herzen seit Jahrhunderten der Sang:

Birke, Birke, arme Birke!  
 Warum bist du denn so traurig?  
 War's vielleicht der kalte Nordsturm,  
 War's vielleicht der rauhe Frost,  
 Der dir macht die Blätter starren?  
 Ober hat das böse Wasser  
 Dir der Erdenmutter Schuß  
 Von den Wurzeln weggespült?

Und der todtentraurigen Frage antwortet klagend die Gegenstrophe:

Nicht der Frost macht mich erstarren,  
 Nicht das Wasser mich verkümmern;  
 Doch es kamen die Barbaren  
 Und sie brachen meine Nester  
 Und zertraten um mich her  
 Schönes grünes Gras.  
 Schade, schade, daß vom Osten  
 Auch die schöne Sonne kommt!

Dies Lied verfolgt den Wanderer durch ganz Litthauen. Er kann die schauerigen Klänge nicht wieder aus dem Sinne bringen, so lange er in den ehemals selbstständigen Landen lebt, die nunmehr den Namen russischer Gouvernements tragen — in den baltischen Provinzen, in Litthauen, in Polen. Jeder Tag, jede Stunde, jeder Umblick, jede Begegnung trägt uns von Neuem die Worte zu und dazwischen tönt wohl auch aus Deutschland herüber der Nachhall eines Heine'schen Liedes, wie eine Frage an das Weltgeschick: Sonne, Du klagende Flamme?"

Wen eine leichte, graciöse Darstellung, verbunden mit großer Empfänglichkeit für das Fremdartige und doch warmem Gefühl für's Vaterland zu fesseln im Stande sind, der wird dieses Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

### 3. Höffen.

Derselbe patriotische Sinn zeichnet ein anderes Werk aus: Blämisch-Belgien, von Gust. Höffen (2 Bde. Bremen, Schlotmann). Wir haben in einer frühern Nummer eine andere Schrift desselben Verfassers, über England, nach Gebühr rühmend erwähnt; wir haben aber auch schon da angedeutet, wie der Patriotismus mitunter zu etwas kühnen Behauptungen geführt hat, namentlich in der Scheidung der sprachlichen Elemente und der sich daran knüpfenden Literaturen. Es scheint, als ob die aner kennenswerthe Liebe zu Deutschland und die nicht so ganz zu billigende Abneigung gegen Frankreich in dieser neuen Schrift etwas zu

viel Einfluß auf den sonst so unparteiischen Verfasser ausgeübt, und ihn zu einer unerquicklichen Polemik gegen alle Parteien, die jetzt in Belgien um die Herrschaft streiten, verleitet habe. Das Streben, das flämische Element in Belgien von Deutschland aus zu heben und zu stützen, ist durchaus löblich; als Westphale hat Höfken ein doppeltes Interesse an der Sache, nur kann man durch Uebertreibung leicht seiner Sache schaden. Das Werk wird durch ein Sonett an Willems, den Vorkämpfer der flämischen Bewegung, mit dessen Portrait es geziert ist, eröffnet. Der Gang des Buches ist folgender: Zuerst ein Nachweis, daß im Kerne Belgiens deutscher Volksstamm unversehrt geblieben sei; dann ein Beitrag zur belgischen Kunst- und Culturgeschichte; Belgiens wirtschaftliche und sociale Zustände; der belgische Staat und seine Umwälzungen; dann wieder eine Apologie der flämischen Sprachbewegung; eine Parallele zwischen der belgisch-französischen und der flämischen Literatur; eine Schilderung hervorragender flämischer Schriftsteller, und zum Schluß das Verhältniß der flämischen Bewegung zu Deutschland. Der Verfasser hat das vor anderthalb Jahren erschienene Werk von J. Kuranda: *Belgien seit seiner Revolution*, fleißig benutzt, ohne es irgendwie zu erwähnen. Wenn ein Schriftsteller die Vorarbeiten und die Ideen eines kurz vor ihm aufgetretenen Schriftstellers benutzt und dabei die Quellen angibt, so ist das zu entschuldigen, wenn aber . . . . \*). Auf künstlerische Elemente scheint der Verfasser kein Gewicht zu legen; daß übrigens Herr Höfken mit dem Gegenstand, den er behandelt, tief vertraut ist, hat er in der Allgem. Zeitung, wie in seiner frühern Schrift über die belgischen Handelsbeziehungen hinlänglich bewiesen.

#### 4. Moritz Willkomm.

Ueber Spanien brachten wir in dem vorigen Artikel eine Reisebeschreibung von Rochau; wir fügen hier einen zweiten Reisenden hinzu. Ungefähr gleichzeitig mit dem Rochau'schen Werk erschien nämlich: *Zwei Jahre in Spanien und Portugal. Reiseerinnerungen von Moritz Willkomm*. (3 Bde. Dresden und Leipzig, Arnold 1847). Es ist schwer, zwei Werke über denselben Gegenstand, die aber nicht in der Form der wissenschaftlichen Nothwendigkeit, sondern in der eines freien Kunstwerks auftreten, in ein bestimmtes Verhältniß zu bringen. Die Tour erstreckt sich bei beiden ungefähr auf die nämlichen Gegenden,

\*) Ich will hier Herrn Höfken einige harte Worte des Referenten ersparen. Die Thatsache ist, daß mehrere Kapitel meines Buches von Herrn Höfken paraphrasirt wurden, häufig sogar mit Beibehaltung meiner eigenen Ausdrücke, ohne daß er es für nöthig erachtete, seine Quellen zu citiren. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob es überhaupt recht ist, sich des Eigenthums eines Andern in dieser Weise zu bedienen. Herr Höfken hat in dieser Schrift so viel anderseitiges Material behandelt, daß er füglich Jedem das Seine hätte lassen können.

nur daß M. Willkomm als Botaniker mehr in dem Innern des Landes herumkommt. Der Styl ist bei Rochau vielleicht eleganter, oder ich will lieber sagen, gleichmäßiger, denn Einzelnes läßt auch bei M. Willkomm nichts zu wünschen übrig. Namentlich weiß er seinen Naturschilderungen, wie es sich bei einem aufmerksamen Forscher nicht anders erwarten läßt, ein individuelles Leben zu leihen, wie es die neuen Landschaftsmaler durch Porträtirung der bestimmten Pflanzen-Physiognomie thun. Als ein Beispiel führe ich die Schilderung der Küstengebirge von Granada an: „Eine durchsichtige, glänzend blaue Kuppel hing der Himmel Andalusiens über den düftigen Fluren von Malaga. Die Mittagssonne des 7. Juni schoß fast senkrecht Gluthstrahlen auf den regungslosen Azurspiegel des Meeres und kein Lufthauch säufelte zwischen den breiten staubbedeckten Blättern der Feigen- und Wunderbäume (*Ricinus communis* L.), welche die Straße einfassen. Blaugrüne Chamäleons sonnten ihre schimmernden Schuppenleiber auf den breiten Blattgästen der stacheligen *Opuntia* und zahllose buntfarbige Eidechsen schlüpfen unhörbar an den weißen Mauern der Weingärten auf und nieder, die das ganze Hüggelland längs der Küste, so weit das Auge reicht, mit einem goldgrünen Teppich überziehen. Träumerisch neigten die schlanken Palmen ihre zierlichen Blätterkronen über die grauen Ziegeldächer der bäuerlichen Hütten, kein Landmann war zwischen den breitblättrigen Maisstanden und in den wohlgepflegten Gemüsegärten zu sehen, kein Geräusch unterbrach die lautlose Stille: die ganze Natur schien in den Schlummer der Siesta versenkt zu sein.“ M. Willkomm sucht seine Schrift nicht allein anziehend, sondern auch instructiv zu machen, und hat deshalb eine Reihe von Volksliedern, Notizen zur Kunstgeschichte und statistische Angaben gesammelt; wir wünschten nur, daß das in noch reicherm Maße geschehen wäre. Weniger billigen wir die historischen Excerpte, die er überall einflücht, theils weil das historische Material wenigstens in seinen Hauptpunkten allgemein bekannt ist, theils weil darüber Handbücher in Menge darüber vorhanden sind. Der Aufenthalt des Verfassers in Spanien umfaßt die Jahre 1844—46 — ein für die politische Entwicklung jenes Landes bedeutender Zeitabschnitt. Aber nähern Aufschluß über die politischen Parteien erhalten wir hier eben so wenig als bei Rochau, was man von einem Naturforscher freilich auch nicht erwarten darf. Dagegen ist das Werk reich an kleinen charakteristischen Zügen aus dem Volksleben, und bei der großen Vorliebe des Verfassers für die Nation, die er schildert, verweist er mit Liebe auch bei dem Unscheinbarsten, wenn es auf irgend eine Weise die Eigenthümlichkeit derselben andeutet. Die gleiche Vorliebe scheint er für sein eigen Volk nicht zu haben, wenigstens fertigt er es in der Einleitung, der Reise durch Deutschland — überhaupt dem schwächsten Theil des ganzen Buchs — mit einigen matten Wizen ab.

Es ist seltsam! Wir gewinnen aus beiden Schriften die Ansicht, daß in dem spanischen Volke ein äußerst gesunder, tüchtiger Kern vorhanden ist. Woran liegt es nun eigentlich, daß seit 40 jährigen Behen Spanien noch immer nicht die po-

litische Stellung gewinnen kann, die seiner ehemaligen Größe würdig wäre? Ich will nicht sagen, daß ein durch mehrhundertjähriges Pfaffenregiment depravirtes Staatsleben durch einen plötzlichen Umschwung gesundet sollte, aber es kommen doch sonst bei derartigen Umwälzungen großartige Tendenzen, bedeutende Charaktere vor. In der spanischen Revolution sind sie nicht zu finden. Das Volk ist eine Beute feiler, habgieriger Hofintriguanen, bei denen kaum eine Art niederlicher Genialität ihre sittliche Hohlheit vergessen läßt. Das Gift scheint denn doch im Volke tiefer um sich gefressen zu haben, so gesund und kräftig es auch aussieht, denn auf der Physiognomie des „officiellen Spaniens“ — um mich einer beliebten Phrase zu bedienen — muß sich doch einigermaßen der Charakter des Volks ausdrücken.

### 5. Hamm.

Wenn Spanien seine Bürgerkriege wenigstens zum Theil hinter sich zu haben scheint, so beginnt dagegen in der Schweiz so eben eine neue Phase der politischen Entwicklung, von der man noch nicht absehen kann, wohin sie eigentlich führen wird. Sowohl die Rechtsfrage, die von den Zeitungen, namentlich den sogenannten conservativen, herausgehört wird, als das religiöse Interesse sind nicht das punctum saliens dieser neuen Phase; es ist der Drang eines gesunden, kräftigen Organismus, der sich frei nach allen Seiten hin ausdehnen und die ihm angemessene Form gewinnen will. Der Schweizer Radicalismus ist nicht destructiv, er ist seiner ganzen Tendenz nach organisirend. Das Naserümpfen, mit dem das monarchische Deutschland auf die Enkel Tell's herabzublicken pflegte, wird sich nun wohl legen, seitdem in einer bestimmten politischen Tendenz die Schweiz zum Bewußtsein ihrer Kraftfülle gekommen ist. Mit Recht wenden daher gegenwärtig die Reisenden ihre Aufmerksamkeit mehr auf die politische Gährung, als auf die großartige Natur, die früher den alleinigen Gegenstand ihres poetischen und prosaischen Enthustasmus ausmacht. Wir haben diese neue Wendung der Reiseliteratur zu seiner Zeit an dem Werke von Mügge über die Schweiz nachgewiesen. So eben verläßt der erste Theil eines neuen Werks über denselben Gegenstand die Presse: Die Schweiz. Topographisch, ethnographisch, politisch. Von W. Hamm. (Leipzig, Weber). Der Verfasser, ehemals Docent in Gießen — er ist Schüler von Liebig — gegenwärtig Redacteur der agronomischen Zeitung in Leipzig, ist durch mehrjährigen Aufenthalt in der Schweiz, die er nach allen Richtungen hin durchreist hat, durch seine cameralistischen Studien, und durch die vielseitige Bildung, die er sich auf seinen mannigfaltigen Reisen erworben hat, vorzüglich befähigt, ein competentes Urtheil über die Verwickelungen jenes eigenthümlichen Staatslebens abzugeben. Sein Hauptbestreben bei diesem Werk (der erste Theil umfaßt die Urkantone, die westliche Schweiz und Bern) ist, Jedem, der sich für die Schweiz interessiert, ein umfassendes Handbuch zu geben, worin er Alles, was für

das politische und sociale Leben von Bedeutung ist, aufgezeichnet findet. Diesen Zweck hat er in hohem Maasse erreicht; es ist vollständiger, klarer und übersichtlicher, als irgend eine der uns bekannten Schriften dieser Art. Die gemüthliche Darstellung, die sich nicht allein in der Sprache, sondern vornehmlich in der Auswahl der kleinen Züge bethätigt, die man so leicht übersieht, und die doch für das tiefere Leben des Volkes viel bezeichnender sind, als was Allen sichtbar auf der Oberfläche sich regt, gibt dieser Schrift einen um so größeren Reiz, da sie mit einem gesunden, klaren Verstand, mit rühriger unparteiischer Einsicht gepaart ist, und mit einem warmen Gefühl für alle Regungen des freien Geistes, so unscheinbar diese auch sein mögen. Der folgende Band wird wohl noch reichhaltiger werden, weil der gegenwärtige Augenblick in hellen Flammen zur Anschauung bringt, was bisher unter der Asche geschlummert. Denn die politische Bedeutung, die jetzt die Schweizer Bewegung gewinnt, ist unendlich größer, als sie es in jenen Zeiten war, wo vor ihren Heeren die Ritter und Söldner Europa's zitterten: es ist ein Principienkampf, der möglicher Weise die europäischen Großmächte in seinen Kreis ziehen kann.

I.